

Er ist „dagewesen“.

Kritische Bemerkungen des John Ritsch, Esq., über Richard Wagner's „Parsifal“.

Mister Ebitter!

Sie werde jedefalls gewunnert sein, warum daß Ich Ihne noch kein Riport über den Ivent von der Sieben — Ich meen Ich nit des Stifungsfeiernvorteri vom John Ritsch Esq. Bowling Klub, sonnern Parsifal, Königlich bayrisch Richard Wagner'sche Privatoper — geschickt hen.

Des hot anover sei Kiesen gehatt. Ich hen erst gar nit hingewollt, dann hen Ich wenigstens des Ivent von Meinem Besuch der Apperä mit Stillschweige ümvergehn wolle, weil Ich nämlich gedebnt hen, es könnt Mir drüwwe in Schömerin, espechelli an Mein heimathliche bayrische Königshof vielleicht ünwohl genomme oder wenigstens falsch ausgelegt wern, un Sie wiänt doch selber sage, Mister Ebitter, wann e Prominentier, wo es gewöhnt is, sein Name nit gemeintichent ze lese mitaus daß derbei steht „Einer unjerer bestliebte Mitbürger“ oder so ünlich dergleiche, wann der dann in Münche als unbeliebter Ausländer ausgewiese oder in Bayern von der Wagner'sche Hauspolitzei oder in Berlin von Wagner-Verein“ vorgeleide wern thät, Gamse ze zeige, warum er nit wege Anti-Wagner-Kampftreiff per Schub ünwo der Grenz gebracht wern sollt, daß des hrt n en Mann wär.

Wie Ich aber gelese hen, daß es in Deutschland drüwwe in die Papiere gestanne hätt, es wär hier e ungeweichte Stimmung gewese, da hen Ich es als Mei Duty konstitirt, der Wahrheit die Ehr ze gewide un bei dieser Gelegenheit e Paar allgemeine kritische Bemerkunge ünwoer Parsifal dra ze knüpfen.

Wo Parsifal besteht wie die anere Apperä nach un Musit, Chorus, Orchestra un Gesang. Der Unterschied konstitirt anover hauptsächlich, da e Mittageffe eigenomme werd. Un dann konstitirt außerdem Parsifal auch noch aus neue Szeneries un aus weihellolle Stimmung. Die weihellolle Stimmung is daweise, Mister Ebitter, un es is e Gemeinheit, es ze leugne.

Es is fogar selbstverständlich, daß sie da war un jedesmal da sein werd. Nämlich schon der Gedante an de Preis, wo es kosth, bringe de Mensche in e feierliche Stimmung. Dazu kimmt im erste Akt noch des Anneren von dem hungrige Moge, wodurch die feierliche Stimmung noch erhöht wer. Un nach der große Paus, wann mer gut gegesse un getrunke hot, da mach sich des Weihellolle ganz von selber.

Un die Musit un Alles is auch werlich großartig. Des segt Jeder. Nämlich wann es Einer nach nit großartig finde thät, da thät er doch sage, es wär großartig gewese, weil er sich sunstich schenken müht. Un dann hot mer während der ganze Vorstellung so e Gefühl der Neugier, was es Alles äbaut war, wo die Weise un diefeierliche auch noch beträchtlich erhöht.

Woh, den Ich, for des Geld, wo es kosth, sollte e Bihle mehr Solofingerspielfe. Es gukt nit fair aus, wann mer so en hohe Preis for die Tidet bezahle muh, un es stehn dann bloß so e Paar Leit uff'm Theaterstetel un des Annerer is Alles Chorun.

Wo Ich anover hauptsächlich e künstlerische Kritik drüber abgewone muh, des is die große Dinnerpau. Die is entweder zu kurz oder zu lang. For bloß raus ze gehn, Eins ze bloße un en Happe bezu ze esse, is die Paus ze lang. Un un nach'm Esse noch e Runde Stat ze spiele oder gemüthlich sei Battel ze trinke, is de Paus nit lang genug. Wann mer sich schon emol gemüthlich hiesht, da will mer nit glei wieder fortlaufe müsse, namentlich wann mer grad gute Karte gekriegt hot.

Ich weeh, wie es Mir gegange is, Mister Ebitter. Ich hen Mei Lädies im Opernhaus selber, wo e Gentlemann-Frent von der Maud se zum Dinnere geführt hot, esse losse un Ich bin an en Platz in der Näh, wo Ich hen, un hen da was gegesse un da hen Ich Bekante getrokke un mer haawe e Battelche geknuffe un mer sein in sehr gebüh'ner Innehaltung gefimmet un dann, wo mer die neze Botel ausgeknobelt un dann noch etw, so weiter — es war werlich sehr gemüthlich un nett — un uff emol merk Ich, daß so viel Leit in de Wah ereitimme, un wie Ich frag, da find Ich aus, daß die Apperä aus is. Ja, bei gebildeter Innehaltung da verkiegt die Zeit wie nit.

Mir war des sehr unangenehm, Mister Ebitter. Nit wege der Mti. Die is ja te Kind mehr un hot de Weg heim nach alleinig finnte könne. No, es war Mir wege de Apperä wo Ich

gemicht hen. Ich hen nämlich, wie Wi-am Nachmittag bifefahren sein in Metropolitän un Mir sein an dem Platz vorbeigekimme, den Ich in der Ich kenn, zu der Mti gefagt: „Fahrt Ihr nor weiter. Ich steig hier aus. De erste Akt schent Ich Mir. Ich kimn nach der große Paus.“ Ich hen also zwei Thelie vom Parsifal gemicht. Ich bin nor froh, daß Ich die große Dinnerpau nit aach gemicht hen. Da hot mer anover genug gehört for ze wisse, wie es is, un mer kann doch aach mit gutem Gewisse sage, daß mer da gewese is. Sie sollte sich ünwoirgens die Apperä aach emol agude, Mister Ebitter. Wann es später vielleicht nimmer uffgeführt wern derft, da müht mer sich doch enig en Vorwurf draus mache, daß mer es gemicht hot. Deswege freu Ich Mich aach so drüwwer, daß Ich dagewesen sein. Ihne des Nämliche ünwoirschend Mit Rigards Yours John Ritsch Esq.

De anere Morche hen Ich förchterliches Kopfsch gehatt. Die Wagner'sche Musit is halt emol so. Sie agriet nit recht mit Mir. Ich krieg allemol e Heubache bernach. Ihne ditto ünwoirschend Der Obige Esq.

Das Land der Seltsamkeiten. Es sind merkwürdige Gegenstände, die sich zwischen der Anschauungsweise und den Lebensgewohnheiten der Japaner, auf deren Vorgehen heute die Aufmerksamkeit der Welt gerichtet ist, und den unseren aufthun. Ein Engländer, Douglas Sladen, hat es sich in einem sechsen veröffentlichten Buche „Queer Things About Japan“ zur Aufgabe gemacht, diesen Kontrast durch alle Lebensäußerungen zu verfolgen.

Die Japaner sind die modernen Epitürer, das Volt, das sich am besten auf das „carpe diem“ versteht. Ein Kennzeichen ihres wahren Epitürerthums ist auch die außerordentliche Einfachheit ihres Lebens. Das Haus des Japaners ist eine bloße Schale, es besitzt nichts von dem, was wir Möbel nennen, und wird je nach Bedarf durch Schieberstühle in Zimmer getheilt. Wie die alten Griechen denken die Japaner kaum an ihr eigenes Haus; es ist einfach, klein und billig. In öffentlichen Gebäuden lieben sie dagegen eine prächtige Umgebung. Wie reich ein Japaner auch sein mag, er wird sein Haus nie mit mehr als einem Kunstgegenstand gleichzeitig schmücken.

Die Japaner haben kein Brot, keine Betten, keine Stiefel und Schuhe, keine Bekleidungsstücke für die Männer, keine Untertröde für die Frauen. Beide Geschlechter tragen stattdessen mehrere Röcke übereinander, die „Kimonos“. In ihren Häusern haben sie keine Fenster, keine Thüren, keine Wände, keine Deden, keine Kommoden, keine Waschtische, und ihre Kleiderkasten ist ein Haufen aufeinandergeheimerter Rosten. In den Küchen haben sie keine Kochherd, keine Töpfe, keine Pfannen, keine Mehlbehälter, kein Mehl, keine Küchenschiffe. In ihren Wohnzimmern haben sie weder Tische noch Stühle, und in den Häusern der Eingeborenen ist das Wohnzimmer nur eine Reihe Schlafzimmer, deren Wände herumgerungenen sind.

In einem japanischen Hause findet man nur Matten, einen Kohlenofen zum Wärmen der Finger, eine Theekanne, ein oder zwei Kissen und eine Steppedecke zum Schlafen. Im Wohnzimmer findet sich noch ein Ofenschirm, ein „Kotemono“, eine Blumenbänke, und wenn das Haus schon dreißig Jahre besteht, ein Schwergefell.

Japan ist voller Kirchs- und Pflaumenbäume, aber die Japaner behelfen sich ohne Früchte. Die Kirchs werden wegen der Blüten gebraucht und die Pflaumen zum Anhängen von Gedichten. Weiter kennen die Japaner keine Früchte und die Kinder keine Launen. Sie haben auch keine Worte für „Ja“ und „Nein“. Das ist eine Folge ihrer großen Höflichkeit; denn es ist nicht höflich, zu bestimmen zu sein.

Diese Höflichkeit macht es zu einer ersten Angelegenheit, wenn man in einen japanischen Laden geht, Taschentücher zu kaufen. Man steigt aus der „Riksha“. Dann wird man von allen Dienern im Laden begrüßt, bis man wünscht, sie möchten aufstehen und sich erklären lassen, was man will. Wenn sie dann aufstehen, bitten sie, daß man bei einem Mahle für jede Speise, die man nicht essen kann, eine besondere Entschuldigung vorbringt. Das müht aber nicht im Mindesten, denn wenn man in seine „Riksha“ steigt, so überreicht die „Mousmee“, die aufgewartet hat, einen Thurn von weißen Folschachteln, in die sie sorgfältig alles eingepackt hat, was man nicht essen konnte, damit man es seiner Familie mitbringt; und die Enttete verknagt, daß man sie nimmt, wenn man sie auch, so bald man außer Sicht ist, dem „Riksha“-Burtschen giebt.

Die Japaner haben auch über die Bedienung die seltsamsten Begriffe; statt es für eine Erniedrigung zu halten, in Dienst zu treten, betrachten sie es als eine Ehre, und zwar in dem Grade, daß sie den Zinkritsha-Burtschen, die die zweirädrigen Wagen ziehen, überhaupt nicht die Ehre zugehen, Diener zu sein, sondern sie als Händler betrachten, was das Niedrigste in Japan ist, fast schon zur Klasse der Ausgestoßenen gehört. Natürlich ist es höchst wichtig, daß ein höherer Bedienter in Japan gute Manieren habe; denn man erwartet von ihm genügend Kenntniß der Etikette, die Gäste seines Herrn zu unterhalten, wenn der Herr nicht zu Hause ist. Nachdem er seine Kniee aneinander gerieben hat, geküßt und mit der Stirn den Boden berührt hat, fordert er den Gast auf, Platz zu nehmen — auf der Diöle oder un genauer zu sprechen, auf den Haden, mit einem flachen Kissen zwischen den Knieen und dem Fußboden, um die Lage weniger unbequem zu machen. Er bietet darauf fünf Tassen Thee an — und indem er sich leicht un anmüthig auf seine eiaenen Haden niederläßt, beginnt er eine lebenswürdige Konversation, bis zu einem gewissen Grade unterwürdig, aber völlig vertraulich, bis sein Herr kommt, um ihn abzulösen. Selbst dann kann er im Zimmer bleiben und sich eventuell in das Gespräch mischen.

Die Japaner halten die europäische Ehescheidung für unmoralisch, weil der Mann aufgefordert wird, „Vater und Mutter zu verlassen und seinem

weibe anzubangen“. In Japan ist dagegen die Hauptbestimmung einer Frau, die Bediente ihrer — Schwiegermutter zu sein; wenn diese nicht zufrieden mit ihr ist, so kann sie ihrem Sohn befehlen, sich von der Frau zu scheiden. Japan ahmt neuerdings England nach, weil es hofft, daß England Asien's zu werben. Auch europäische Moden bringen ein. Salden traf auf einem Ball eine sehr hübsche Hofdame in einem sehr eleganten Pariser Ballkleid, und mit sehr feinen französischen Schuhen an ihren kleinen braunen Füßen — man konnte nämlich sehen, daß die Füße braun waren, denn die Hofdame hatte keine Strümpfe an.

Der prächtige Theil des alten Würzburger Rathshauses, der neben dem „grünen Baum“ hinten gelegene „rothe Bau“ mit einem imposanten Giebel aus rothem Sandstein ist, wie man uns aus der Mainstadt schreibt, neuerdings restaurirt und vorzeitig freigelegt worden. Ursprünglicher Erbauer war der Steinweg Sebastian Hillinger, die Giebelarchitektur entwarf der Steinweg Heinrich Eberhard, für dessen Können der noble Frühbarodstil der Fassade ein rühmliches Zeugniß ablegt. Nach den alten Rathssrechnungen erhielt der Baumeister Hillinger 6550 fl. für den Bau, der Bildhauer Philipp Breuß 30 fl. für die plastische Ausschmückung, nämlich für drei „Fragengesichter“ und vier Wappen, das des Fürstbischofs Philipp von Schönborn (mit den tombirten Wappen der Hochstifte Mainz und Würzburg), das des Dompropstes Faust von Stromberg und des Domdechanten v. Rosenbach, sowie das des Raths von Würzburg. Vollendet wurde der Bau nach einer an ihm angebrachten Inschrift im Jahre 1659. Im Innern enthielt er die „grüne Stube“, wo häufig die Rathssmühle eingenommen wurden, ferner das Bürgermeisterzimmer und die „große Rathstube“, den prächtigen, reich mit Studatren geschmückten Rathssaal, in dem lange Zeit die Schouwurgerichtssitzungen stattfanden, jetzt aber wieder die Beratungen des Magistrats und des Gemeindefoliums abgehalten werden. In alter Zeit beherbergte der „rothe Bau“ auch noch eine Küche und einen Pfaffenofen — beides leider jetzt überflüssig geworden, nachdem die Sitte der Rathschmausereien verschwunden.

Das Schlummerkissen. Herr Weichenblüh, oder richtiger Herr von Weichenblüh hat sich ganz und gar von den Geschäften zurückgezogen. Denn erlens ist er reich genug und kann es sich leisten, in beschaulichem Nichtsthum den est seiner Tage zu verbringen, und zweitens — und das ist die Hauptsache — ist er vor kurzem geahelt worden. Für einen Baron aber schickt es sich nicht, in einem, wenn auch noch so eleganten Bureau zu sitzen und ednungen durchzuführen und Briefe zu schreiben. Herr v. Weichenblüh hat sich darum ein großes Herrschergut gekauft und geht dort mit Würde und Eleganz seiner feudalen Beschäftigung nach.

Amüthlich seiner Standeserhöhung sind dem Herrn Baron nicht nur von Seiten seiner Freunde und Bekannten herzliche Sympathieundgebungen dargebracht worden, sondern seine eigenen Familienmitglieder weitersern miteinander, ihre Glückwünsche in Form von sinnigen Geschenken zum Ausdruck zu bringen. So hat es sich z. B. Frau von Weichenblüh nicht nehmen lassen, mit ihren eigenen zarten Händchen kunstvolle Stiderei in Gestalt eines Schlummerkissens anzufertigen. Es ist aus rothem Sammet mit Goldeinfassung und einem reichen Blumengearante eigener Komposition, unter der goldenen Frelherrkrone aber prangt, den nunmehrigen Verhältnissen angemessen statt des üblichen: „Für ein Viertelstündchen“ die Inschrift: „So lange Du willst!“

Ein preuchischer Kultusminister über Prügels als Schulstrafe. In den von den Grenzboten veröffentlichten Erinnerungen des früheren Kultusministers Dr. Robert Hoffe „Aus der Jugendzeit“ erzählt der Verfasser von seinen Quedlinburger Schuljahren: „Geschlagen wurde auf dem Gymnasium, wie man es damals in Quedlinburg im Volksmunde nannte, auf der „großen Schule“ nicht. Ich entsinne mich nicht, daß auch nur ein einziger Gymnasist von einem Lehrer einmal eine Ohrfeige bekommen hätte. Verdient hätten wir eine solche oft genug; aber es mag wohl besser gewesen sein, daß das Gymnasium nach der Regel Walters von der Vogelweibe ohne Schläge zu erziehen bestrebt war: Nimmer wird's gelingen, Zucht mit Rutben zu zwingen; Wer zu Ehren kommen mag, Dem gilt Wort so viel als Schlag.“

Enfant terrible. Der achtjährige Max wird von seinem auf Besuch weilenden Onkel gefragt, ob Mama gut mit ihm sei. „O, sehr“, erwidert er, „aber auch um Papa ist sie sehr besorgt, so oft er Abends ausgegangen ist, stellt sie sich mit einem Stock hinter die Thür, damit ihm keiner in der Dunkelheit etwas zu Leide thut.“

Schlau abgelekt. Buchhalter: „Herr Prinzipal, ich möchte heirathen und.“ Prinzipal: „Gut, aber seien Sie morgen früh pünktlich wieder da!“

Kleines Hühnerhändli. Rutscher: „Bitt' anä Herr, soll ich die Pferde anspannen und.“ Herr: „Haben sie schon getroffen?“ Rutscher: „Zawohl, 'ne Würsch.“

Die beste Schu.

Die Noth lehrt beten nicht allein, Sie uns das Sprichwort sagt, Sie löst wohl noch gefrenghes Recht An dem, der in ihr lag! Sie ist die beste Lehrerin, Sie prattische zugleich, Sie gibt manch' schwere Aufgab' uns, Verseht manch' harten Streich! — Die jarke Hand wird nicht geschont, Die forsam man gepflegt, Sie reicht ihr Arbeit, ungewöhnt, Ruft streng: „Nun stott bereit!“ Da hilt kein Bitten, Zagen, Flehn: „Ich hab' gelernt Du nicht untergehn, Ertenn' un üb' die Pflicht! — Da wird zum Handwerker oft schnell, Der's Handwerk einst veracht', Der von des Goldes hoher Stell' Die schweilige Hand verlacht! — Die feine Dam' im Seidenkleid, Mit Wagen einst und Pferd, Der armen Hungerleider Reid, — Sie steht heut' selbst am Herd, Im groben Kleid, im Arbeitsjoch, Muß loden, waschen, braun', Denkt: in der Noth geht alles doch, Bleibt uns nur das Vertrauen! — Da gibt's nicht lange Verzehrzeit erst, Kein Fragen, ob man will, Wo Noth das goldne Glück vercheucht Schweigt eigner Wille still! — Und was man nie zu thun geglaubt, Zu schaffen nie gehofft, Die Noth mit ihrem Machtgebot, Sie lehrt das A ö n n e n o f f ! — Ja, sie lehrt beten nicht allein; Dak wir ertragen sie, Gibt sie die A r b e i t uns zum Halt, Wohlthätig spät und früh! — Nur sie entfacht das Menschenherz, Fur Gluth des höchsten Strebens; Die Noth bleibt darum allerwärts Die beste Schu' des Lebens!“ Emma Hahn.

Neues Brot.

Die uralte, wahrscheinliche aus Aegypten stammende Kunst der Brotbereitung hat in jüngerer Zeit von zwei Seiten eine Verbesserung erfahren, welche allgemeinere Beachtung verdient. Schon vor einigen Jahren hat der Mühlentechniker Stephan Steinmey ein Verfahren eingeführt, welches bezweckte, die Zellulosehaut des Getreides bei Vermeidung des Kleberverlustes beim Vermahlen zu entfernen. Das Getreide wird nach diesem Verfahren zuerst in fließendem Wasser gewaschen, dann durch Zentrifugen gereinigt und von dem überschüssigen Wasser befreit, dann wird mittels einer besonderen Maschine die Zellulosehaut entfernt, das enthihlte Getreide mittels strömender Luft gedrokt und nun in gewöhnlicher Weise zermahlen. Bei des bisherigen Verfahrens fielen etwa 20 Prozent Kleie ab, was innerhalb des Deutschen Reiches einem jährlichen Quantum von zwei Millionen Tons Gewicht mit 300 Millionen Kilogramm Einweih entspricht. Diese Kleie diente als Viehfutter und kommt daher auf einem Umwege dem menschlichen Verbrauch als Fleisch wieder zu gute, aber freilich um das zehn- bis zwölffache verteuert. Der höhere Nährwerth des Steinmey'schen Brotes ist durch chemische Analyse außer Zweifel gesetzt, in dessen müssen erst physiologische Versuche darüber entscheiden, ob der Körper dieses Brot auch wirklich besser als gewöhnliches ausnützt. Ein nach anderem Verfahren hergestelltes Brot von hohem Nährwerth ist von Dr. J. Simons in den Verlebr gebracht worden. Das dazu benutzte Getreide wird, nachdem es gereinigt, sechs Stunden lang durch lauwarmes Wasser gewaselt, dann feucht in einer Teigmühle und in die Knetmaschine gebracht. Nachdem es gefäzen und gehörig durchgearbeitet worden, ist der Teig, dem weder Hefe noch Sauerteig zugelegt wird, bodfertig. Das eigentliche Baden dauert für die 2 Kg. schweren Laibe bei Roggenbrot zwölf, bei Weizenbrot vier Stunden, worauf nach zweifündigem Lagern die Brote verkauft sind. Der Geschmack dieses Brotes ist angenehm, sein Nährwerth bedeutend, auch soll es appetit-erregend wirken, da die Verdauung durch seinen Genuß beschleunigt wird.

Gläubigkeit der Rehfähe.

Wenn die Rehfähe ein Kitzchen hat, das noch nicht im Stande ist, den Gefahren durch schnelle Flucht zu entgehen, so vertheidigt die Mutter ihr hilfloses Junge mit einem Muth, der um so bemerkenswerthiger ist, als die scheuen Thiere zu anderen Zeiten sich durchaus nicht besonders tapfer zeigen; dabei entwickelt sie eine Klugheit, welche nicht minder bemerkenswerth ist.

Der kleine Engel.

„Und was hat mein lieber kleiner Engel gethan, während Maria in der Küche war?“ „O, Mama, ich habe so viel Spaß gehabt! Ich stieg auf den Tisch un steckte meinen Finger in die Milch.“

Der gute Freundin.

„Mein Mann läßt sich in den Verein der Alkoholgegner aufnehmen!“ „Sein Hauptgrund wird wohl sein, daß er Dich nicht doppelt sehen will!“

Glückseligkeit.

„Glauben Sie an Collegen-Erziehung?“ „Boder: „Ohne Zweifel; sie lehrt den Vater eines jungen Mannes sein Geld zusammenhalten.“

Amüthlich.

„Proh (einem Besucher seine Gesellschaftszimmer zeigend): „Sehen Sie, aus diesem großen Fenster thu' ich mei' Geld hinauswerfen.“

Immer derselbe.

„Förster (zum Heirathsbereitender, der eine alte Verwandte der Försters verheirathet hat): „Was verlangen Sie denn für eine Prämie?“

Anzügliches Schlagwort-Citirung.

Der Major Strammbach soll sich ja die Haare färben.“ „Ja, der thut eden auch sein Theil zur Verjüngung des Offizierscorps.“

„Hiernächt sehe Ich zwar gern, wenn die Offiziers gut leben, aber es ist Mir zuwider, wenn sie dabei nicht mit ihrem Beutelrechnung machen und Trinken mehr deponieren, als wie sie einnehmen haben oder bezahlen können, wodurch sie nicht allein sich in Schulden setzen und ruiniren, sondern auch viel übles dahero entlieht. Ich will demnach, daß hinfür, wenn die Offiziers bestimmen kommen, sie nicht, wie bei einigen Regimentern der Gebrauch ist, viel Gerichte und Wein präntieren, sondern mit einander hauswirthlich fürlieb nehmen sollen, und muß es vor keinen Schimpf gerechnet werden, wenn ein Offizier dem anderen ein Glas Bier vorsetzt, sondern dieses ebenfo gut angenommen werden soll, als wenn Wein vorgesetzt würde.“

Die besten alten Leit.

Soldat (zum Hauptmann, der Schuster ist und die Truppe fortwährend durch steinige Felder marschiren läßt): „Hauptmann, Du bist scho' g'sicht, da kriegt wieder viel zu thun!“

Ordnung der Dinge.

Sids: „Meine Frau ist sehr ordnungsliebend. Jedem Gegenstand weist sie seinen bestimmten Platz an.“ Wids: „Gerade so thut's meine, nur kann ich gewöhnlich den Platz nicht finden.“

Der gute alten Leit.

„Glaubiger: Die Chinesen haben den Brauch, ihre Schulden am Ersten jeden Monats zu bezahlen.“ Schuldner: „Ja, ja, die Chinesen sind ein schwer zu civilisirendes Volk.“

Der kleine Engel.

„Und was hat mein lieber kleiner Engel gethan, während Maria in der Küche war?“ „O, Mama, ich habe so viel Spaß gehabt! Ich stieg auf den Tisch un steckte meinen Finger in die Milch.“

Der gute Freundin.

„Mein Mann läßt sich in den Verein der Alkoholgegner aufnehmen!“ „Sein Hauptgrund wird wohl sein, daß er Dich nicht doppelt sehen will!“

Glückseligkeit.

„Glauben Sie an Collegen-Erziehung?“ „Boder: „Ohne Zweifel; sie lehrt den Vater eines jungen Mannes sein Geld zusammenhalten.“

Amüthlich.

„Proh (einem Besucher seine Gesellschaftszimmer zeigend): „Sehen Sie, aus diesem großen Fenster thu' ich mei' Geld hinauswerfen.“

Immer derselbe.

„Förster (zum Heirathsbereitender, der eine alte Verwandte der Försters verheirathet hat): „Was verlangen Sie denn für eine Prämie?“

Anzügliches Schlagwort-Citirung.

Der Major Strammbach soll sich ja die Haare färben.“ „Ja, der thut eden auch sein Theil zur Verjüngung des Offizierscorps.“

Ordnung der Dinge.

Sids: „Meine Frau ist sehr ordnungsliebend. Jedem Gegenstand weist sie seinen bestimmten Platz an.“ Wids: „Gerade so thut's meine, nur kann ich gewöhnlich den Platz nicht finden.“